Frau Christa Wenkhard kam lebhaft auf ihn zugeeilt.

„Armer Junge! Du bist ermüdet — abgespannt! Ja, solche Tage kosten Nerven. Ich kann kaum mehr auf den Beinen stehen und will Gott danken, wenn Alles vorbei ist und ich aus diesen bunten Lappen wieder in meine schwarze Hülle schlüpfen kann!"

Ein wenig ostentiös, die lange Schleppe ihrer prächtigen Robe von fliederfarbigem moire antique verächtlich bei Seite schleudernd, warf Frau Christa sich in einen Fauteuil.

Tiefe, dunkle Ringe unter den Augen und ein müder, unzufriedener Zug um die Lippen gaben ihrem Gesichte einen Ausdruck von Schlaffheit.

Trotzdem aber wußte sie nur zu gut, daß sie heute, am Hochzeitstage des Sohnes, große Triumphe gefeiert, und man die noch so jugendliche Mutter des Bräutigams allerseits bewundert hatte.

Zu Gertruds stummer Ueberraschung war Frau Wenkhard jedoch keineswegs in der vielbesprochenen Pariser Toilette, sondern in einem Kleide erschienen, welches sie schon einmal zu des Vaters Lebzeiten in Berlin getragen.

Auf der Tochter Befragen hatte sie nur ungeduldig die Achsel gezuckt und gemeint: Der Kleiderkünstler Redfern habe sie leider im Stich gelassen.

Jetzt betrachtete Frau Wenkhard den Sohn eine Weile mit trüben Blicken, dann sagte sie weinerlich:

„Ach, Fred, es ist zu thricht, daß Ihr so lange fortbleiben wollt. Ich werde sehr einsam sein ohne Dich!"

„Nur zwei Monate, Mama. Die Zeit vergeht schnell!" klang es kurz zurück; dabei war er aufgestanden und blätterte in einem Buch, welches vor ihm auf dem Tische lag.

„Ja doch, ich gönne Dir Dein Glück von Herzen, und die Heirath mit Lorle ist ein Glück, das wissen wir Alle, mein Junge," fuhr sie in klagendem Tone fort. „Aber ich fürchte, daß Deine alte Mutter nun ganz von Dir vernachlässigt werden wird. Du weißt es längst, Fred, wie unsagbar mein Herz an Dir hängt."

Der Angeredte machte eine etwas ungeduldige Schulterbewegung, erwiderte indeß freundlich:

„Ihr solltet wirklich reisen, Mama. Die trostlose Einsamkeit von Turnau macht Dich und Gerta nervös und hypochondrisch."

„Wo denkst Du hin, Fred! Reisen kostet Geld! Das heißt, so zu reisen, wie ich es durch Papa gewöhnt bin," verbesserte sich Frau Christa rasch.

„Aber, beste Mama, das erlauben Dir Deine Verhältnisse doch wahrhaftig. Nimm es mir nicht übel, für zwei einzelne Damen verfügt Ihr über ein glänzendes Einkommen," gab der Sohn in dem ihm eigenen mentorhaften Tone zurück.

Die schöne Frau betrachtete ihre lang geschnittenen rosigen Fingernägel und warf spöttisch hin:

„Allerdings, aber es giebt so viele Leute, die eben mehr verbrauchen, als sie sollen. Ich kann nicht sparen, Fred, und diese Untugend scheinst Du von mir geerbt u haben!"

Der Sohn schwieg mürrisch, wogegen die Dame lebhaft fortfuhr:

„A propos, mein Junge, da Du vor November nicht zurückkehren wirst, so könntest Du mir eigentlich heute schon meine am 1. Oktober fälligen Zinsen geben. Ich mag diese Sache nicht mit dem alten Schwätzer Willmann erledigen. Hast Du das Geld bereit?"

Er hatte am Fenster gestanden und wandte sich nun wie erschreckt und unwillig der Mutter zu, indem er kurz auflachend erwiderte:

„Gewiß, Mama, wie Du befiehlst." Dabei zog er sein Portefeuille und legte eine Anzahl Kassenscheine in ihren Schooß.

Mit flüchtigem, halb verlegenem Danke schob Frau Christa das Geld in die Tasche, während sie lässig hinwarf:

„Ich hatte eigentlich die Absicht, Dir das Kapital zu kündigen, Fred."

„Mir? Wieso? Traust Du mir nicht?" entschlüpfte es in gereiztem Tone des jungen Mannes Lippen.

„Keineswegs! Wir brauchen aber jetzt in Turnau sehr viel Geld," entgegnete Frau Wenkhard zögernd. „Du weißt doch, der Ziegelei-Schornstein, die Drainage der Niederungsfelder haben Unsummen verschlungen," fügte sie rasch Gertuds Worte wiederholend hinzu.

„So! Da muß ich Gerta einmal darüber fragen, die ist jedenfalls besser orientirt als Du."

„Unsinn, thu das nicht, Fred. Gerta ist in solchen Dingen so schrecklich pedantisch und maßt sich neuerdings an, mich bevormunden zo wollen. Heute wäre wohl ohnedies keine Zeit mehr dazu. Wir können uns über diesen Punkt ja brieflich verständigen, Fred!"

Danach erhob sie sich und deutete nach der Thür. Gräfin Brandenfels mit Lorle und Ria waren eingetreten. Ein dunkelblauer, großer Federhut beschattete der jungen Frau reizendes, aber im Moment sehr bleiches Gesichtchen und die kleine Rechte, welche Schirm, Handschuhe und ein Rosen-Bouquet umschlossen hielt, bebte sichtlich.

Aber auch Rias Züge verriethen eine auffallende Blässe, während sie mit lauter, schriller Stimme zu Frau Wenkhard gewandt sagte:

„Die Kleine fürchtet sich noch immer vor dem „schwarzen Manne", den sie gestern gesehen zu haben wähnt. Wie kindisch — nicht wahr? Und wenn jener Ritter Horst ihr auch immerhin erschienen wäre, so braucht man sich darüber nicht zu grämen. Gerade dieses junge Paar ist seines Glückes doch so sicher!"

Niemand erwiderte etwas auf diese das Schicksal fast herausfordernden Worte.

Wie eine Träumende ließ sich Lorle wenige Minuten später von den Ihrigen umarmen; in dieser Stunde erst fühlte sie die ganze Schwere und Bedeutung ihres Abschiedes vom Vaterhause.

An der Hand desjenigen, dem sie vor dem Altar Treue und Gehorsam gelobt, trat sie über die traute Schwelle in eine ihr neue, fremde Welt hinaus.

---

9. Kapitel.

„Papa!"

„Ja, was gieb's Neues? Es wäre mir lieber, Du störtest mich jetzt nicht!" klang es keineswegs unwillig, allein etwas mißmuthig zu Erwiderung.

Der hübsche, brünette Kopf eines etwa achtzehnjährigen Mädchens war an der Thüre aufgetaucht und paar große, melancholische Augen schauten nach einer über den Schreibtisch gebeugten Männergestalt hinüber.

„Ach, Papa, verzeihe, — aber der Schuhmacher von der Z...straße, der Bob und Will vor mehreren Wochen die Alltagsstiefeln befohlte, ist schon wieder da und möchte seine Rechnung bezahlt haben. Es macht 4 Mark 75 Pfennige, weil er noch Flicken darauf gesetzt hat. Heute will er nicht länger warten und meint, daß er bereits dreimal deswegen hiergewesen sei," kam es schüchtern aus der Tochter Munde, indem sie näher trat.

öSo — hm!" 4 Mark und 75 Pfennige! Ist Mama nicht drüben, Maus?" Der Angeredete wandte sich jetzt um.

„Nein, Papa, sie ist mit der Stadtbahn hinunter zu Fräulein Müller gefahren, welche moderne Aermel in unsere Wintermäntel setzen soll!"

„Aha! Nun, ich habe momentan gerade kein kleines Geld bei mir, Maus. Du mußt dem Schuster sagen, er möchte ein anderes Mal wieder kommen."

Ueber des Mädchens feines, blasses Gesicht zuckte es einige Male wie Hilflosigkeit und Schmerz; aber nur leise entgegnete sie:

„Ich will's versuchen, Papa!" Dabei richteten sich ihre schönen Augen voll inniger Theilnahme auf des Vaters edelgeformtes, allein kummerdurchfurchtes Antlitz.

Als die Thüre sich hinter ihr geschlossen hatte, sprang der Zurückbleibende empor und preßte die Hände an die Brust.

„O Gott, gieb mir Kraft, daß ich nicht unterliege, daß ich nicht muthlos werde und dieses jämmerliche Dasein voller Noth und Entbehrungen geduldig und ohne Murren weiter schleppe. Nirgends Hilfe, nirgends ein Lichtstrahl! Soll ich Weib und Kind meine Schwachheit bekennen, ihnen sagen, daß das vorgesteckte schöne Ziel mir ewig unerreichbar bleibt — all meine Arbeit, mein Ringen umsonst ist?"

Herr von Waldenstädt war ein schlanker Mann, Ende der Vierzig, über dessen von spärlichem Haar umsäumter Stirn bereits tiefe Sorgenfalten lagen, was ihn merklich älter aussehen ließ. Haltung und Gang bezeigten eine schüchterne Unsicherheit; jede freiere Bewegung und gewandtere Umgangsform schien in den letzten Jahren des Kummers und der Zurückgezogenheit verloren gegangen zu sein. Demungeachtet blieb er eine Erscheinung, die etwas Sympathisches an sich trug. Der Blick seiner klugen Augen, wie sein schönes klangreiches Organ vermochten fast bezwingend zu wirken.

Ein durch Erkältung verursachtes Knieleiden war die traurige Veranlassung, daß Richard von Waldenstädt schon vor mehreren Jahren den Militärdienst quittiren mußte, und da ein Unglück selten allein kommt, so erhielt er bald darauf die niederschmetternde Nachricht, daß das anscheinend sichere Bankhaus in Belin, worin sein kleines Vermögen niedergelegt war, plötzlich fallirt und ihn an den Bettelstab gebracht hatte.

Die Pension eines Hauptmannes war Alles, was ihm übrig geblieben; damit sollte Weib und Kind ernährt und der Kampf ums Dasein aufgenommen werden.

Anfangs war es der trostreiche Gedanke, irgend eine Anstellung zu erlangen, welcher dem Geiste des beklagenswerthen Mannes noch einige Spannkraft verlieh. Als indeß nach Wochen, ja Monaten alle Bemühungen fruchtlos waren, wurde ihm endlich klar, daß auf irgend eine andere Weise Rath und Hülfe gefafft werden müsse.

Ruhelos wälzte er sich des Nachts auf seinem Lager und grübelte über Probleme nach, deren Lösung unmöglich war. Er rechnete, ob es nicht dennoch zu bewerkstelligen sei, mit den ihm zu Gebote stehenden knappen Mitteln einen auf die äußerste Einfachheit beschränkten Haushalt führen zu können; er rechnete, bis die Zahlen seinen Geist verwirrten und ihm die Lider endlich zufielen.

Da eines Morgens beim Frühstück enthüllte Herr von Waldenstädt voll schüchterner Zaghaftigkeit seiner Gattin einen Plan:

Mit der Feder wollte er sein Brod verdienen und den Versuch wagen, kleine Novellen, Militär-Humoresken und Essais zu schreiben. Glücke es ihm, bei Journalen oder Zeitungen anzukommen, so liege ein weites, lukratives Arbeitsfeld vor ihm; denn Tausende hätten sich auf diesem Wege schon eine sichere Existenz errungen. Während seiner Soldatenlaufbahn habe man sich öfters lobend über den guten Stil und die elegante Ausdrucksweise seiner Winterarbeiten geäußert.

Frau von Waldenstädt gehörte zu den Frauen, die nie widersprechen oder gar etwas bespötteln. Sie liebte nebenbei ihren Gatten so abgöttisch, daß seine Ansichten und Meinungen ihr stets als maßgebend und richtig erschienen. Daher war sie auch weit davon entfernt, ihn von dieser Idee abzubringen. Freundlich und sanft hatte sie ihm nur darauf erwidert:

„Ja, Richard, ich weiß, daß Du Alles versuchen wirst, Deine Kinder zu edlen, guten Menschen und ihrem Stande gemäß zu erziehen. Gemeinsam, jedes in seiner Weise — wollen wir für sie arbeiten!"

Allein, die sich selbst gestellte Aufgabe dünkte dem geprüften Manne oft zu schwer — fast unüberwindlich.

Er schrieb stundenlang, fast den ganzen Vormittag und auch noch viele stille Abendstunden, wenn Frau und Kinder längst in süßem Schlummer lagen, und gar viele sauber und korrekt ausgearbeitete Manuskripte wanderten von seinem Zimmer aus hinaus in die Welt.

Mit den Redaktionen verschiedener Journale war Herr von Waldenstädt in schriftlichen Verkehr getreten und von einigen hatte er sogar die erfreuliche Nachricht erhalten, daß man seinen Einsendungen behufs Prüfung gern entgegensehe.

Die liebende Gattin machte ihm Muth; kannte sie doch jede Zeile, die er schrieb, und war entzückt von den Produkten seiner Muse. Der Erfolg konnte gar nicht ausbleiben. Woche auf Woche wartete darauf das Ehepaar, die Herzen zwar voll banger Sorge, aber in Geduld.

Doch das grausame Wort, daß Talent allein noch keinen Schriftsteller macht, bewahrheitete sich auch wieder einmal hier. Mit kurzem, kühlen Danke wurden die Werke von den Redakteuren abgelehnt als noch nicht druckreifes Material, als Anfängerarbeiten und so weiter. Man sei nebenbei reichlich mit Stoff versehen!

Nur gelegentlich schrieb ein Mitleidiger, daß allerdings Begabung vorhanden sei, doch der Herr Autor möge sich nicht in so breit gehaltenen Beschreibungen ergehen, sondern vor Allem mehr Spannung und Handlung in seine Sachen legen.

Klagelos und ohne Murren arbeitete Herr von Waldenstädt die Manuskripte wieder um und versandte sie abermals. Da — ein Freudentag — wurde eine etwa 2000 Druckzeilen lange Novelle angenommen und mit 150 Mark honorirt!

Mit welchen Empfindungen im Herzen setzte der fleißige Mann sich fortan an die Arbeit. —

Seitdem waren drei Jahre dahingezogen, Jahre voll schweren Ringens und herber Enttäuschungen; denn wenn auch eines seiner Werke hin und wieder Beifall fand, so wanderten doch viele den Weg in die einsame Klause des stillen Denkers zurück.

Und die Kinder wuchsen heran, und die Sorgen häuften sich.

„Du mußt es einmal mit einem langen interessanten Roman versuchen, Richard. Bei den kurzen Sachen zersplitterst Du Deine Phantasie," sagte Frau von Waldenstädt zu dem Gatten, und er befolgte ihren Rath.

Sieben volle Monate hatte er nun wirklich mit Einsetzung all seiner physischen und moralischen Kräfte an einem zweibändigen Werke geschrieben, ohne Unterlaß darüber gegrübelt und gefeilt. Es sollte, mußte ein Meisterwerk werden!

Die treue Gefährtin und auch Mauritia oder „Maus", sein holdes Töchterlein, hatten oft in stummer Andacht gelauscht, wenn er besonders schön gelungene Stellen daraus zum Besten gab.

Und nun lag das glücklich vollendete Manuskript bereits seit sechs Wochen zur Prüfung der Redaktion einer großen Tageszeitung vor, deren Bescheid Herr von Waldenstädt in fieberhafter Spannung entgegensah.

Außer einigen kleinen Einnahmen für kürzere Novellen war seit Monaten kein Honorar mehr in seine Tasche geflossen. Dabei hatte die Quartals-Miethe am 1. Oktober fast alle seine Mittel erschöpft, und der Winter mit den hunderterlei Ausgaben stand vor der Thür. Wenn der Roman nicht angenommen würde, wenn er .....!? Allmächtiger Gott .....!

Herr von Waldenstädt lief jetzt in mächtiger Erregung durch das Gemach und versuchte jene schrecklichen Eventualitäten aus seinem Geiste zu bannen.

Doch schnell ermannte er sich wieder und trat mit dem glückseligen Lächeln eines Kindes vor seinen Schreibtisch.

„Nein, nein!" rief er und schlug den Blick nach oben, „ich will — darf nicht murren, sondern die Hände dankbar emporheben für das Gnadengeschenk meines Talentes!"

Trug es ihn nicht hinweg über alle Sorgen und Mühsale des Erdendaseins? Verlebte er nicht hundert frohe und zufriedene Stunden, wenn er mit der Feder in der Hand an einer Arebit saß? Was kümmerte ihn dann die Außenwelt mit ihren Feindseligkeiten und Intriguen?

Und wenn Elsa, sein treues Weib, leise kam und ein Gläschen Wein zur Stärkung vor ihn hinstellte oder sie küßte sanft liebkosend seine gedankenschwere Stirn, dann konnte er sich kein schöneres Loos auf Erden denken — dann war er wunschlos glücklich! —

Es klopfte abermals an seiner Thür. Erschreckt fuhr Herr von Waldenstädt aus tiefen Gedanken auf.

„Ah! — Herr Graf! Nanu, schon so früh nach dem Amtsgericht?" rief er dem Eintretenden freundlich zu.

Tassilo Brandenfels, zum Ausgang gerüstet, den blitzblank gebügelten Cylinder in der Hand, streckte dem Hausherrn in liebenswürdigster Weise seine Rechte zu.

„O, ich schwänze heut und lasse mich vertreten! Ich komme zu Ihnen, mich bis zum späten Abend zu empfehlen, Herr von Waldenstädt. Mein Vetter, Jobst Rheinsberg, ist gestern angekommen — der prächtigste Mensch, den ich kenne. — Ich freue mich auf das Zusammensein mit ihm," gab der Jüngere heiter zurück.

„Rheinsberg—so! Von der Rostersheimer Linie?" fragte der Aeltere gedehnt.

„Ja wohl, Rostersheim gehört meinem Vetter. Ein famoser Besitz. Prachtvolles altes Schloß — ganz feudal!"

„Ich wußte nicht, daß Sie, Graf Brandenfels, mit dieser Familie verwandt sind."

„Habe ich Ihnen das noch nicht erzählt? Wie komisch!" sagte Tassilo, unbefangen lachend. „Nun, meine Mutter ist eine Rheinsberg; aber aus dem Salinger Hause. Jobst war im September zur Hochzeit meiner zweiten Schwester in Alt-Steine zu Besuch, wo wir uns eigentlich erst näher kennen lernten und sehr angefreundet haben!"

„Graf Rheinsberg, von dem ich früher, während meiner Dienstzeit viel gehört habe, muß doch wohl bedeutend älter als Sie sein, Herr Graf," warf der Hausherr ruhig ein.

„Allerdings, Jobst zählt 36 Jahre und ist noch unverheirathet. Man sagt, er habe einst aus irgend welchen Rücksichten das Mädchen seiner Wahl aufgeben müssen und wolle das Leben nun als Junggeselle beschließen."

„Was für Rücksichten?" fragte Herr von Waldenstädt überrascht und augenscheinlich interessirt.

„Ja, das ahne ich nicht!" versetzte der junge Mann achselzuckend. „Jedenfalls hat die Sache nicht geklappt, wie das leider so oft im Leben geht!"

„Hm — gewiß! Nun, ich wünsche Ihnen viel Vergnügen, Graf Brandenfels."

„Danke, danke bestens, Herr von Waldenstädt!" klang es fröhlich zur Antwort, und Tassilo stürmte von dannen.

Indeß merklich zögernd schritt er im Entree an den verschiedenen Thüren vorüber. Er selbst bewohnte zwei hübsche, helle, nach rückwärts gelegene Gemächer und war in jeder Hinsicht mit Loais und Wirthen zufrieden.

Die auffallende Stille im ganzen Quartier bezeigte jetzt deutlich, daß die neun- und elfjährigen Knaben sich noch in der Schule befanden. Durch eine halbgeöffnete Thür fiel ein greller Lichtstrahl in den dämmerigen Flur.

Einem raschen Impulse folgend, trat Tassilo näher und spähte vorsichtig durch den Spalt.

Ueberrascht stutzte er. O wäre er ein Maler und über Pinsel und Farben Meister gewesen!

In einem kleinen, schmalen Zimmerchen, auf dem Fensterbrett, die in zierlichen Niederschuhen steckenden Füßchen auf einen Schemel gestemmt, saß Maus mit tief herabgesenktem Köpfchen und nähte und stopfte eifrig an einem großen Wäschestück.

Die Strahlen der Novembersonne tanzten neckisch über dem in der Mitte gescheitelten, dunklen Haar, gegen das die blendende Stirn und das schmale, weiße Gesichtchen seltsam kontrastirten.

Rechts neben ihr stand ein umfangreicher, mit Leinenzeug gefüllter Korb, während an der anderen Seite Nach, ein schwarzer Teckel, hockte und jede Bewegung der schlanken Finger zu verfolgen schien.

Sollte er Fräulein Maurita einen „guten Morgen" zurufen?

Da er seine Mahlzeiten auswärts einzunehmen pflegte, so begegnete er der Tochter des Hauses nur selten.

Nein, nicht jetzt, nicht hier vom Hausflur aus! Das dünkte ihm unzart. Aber Tassilos Herz pochte zum Zerspringen, als er leise, ganz leise davonschlich.

Nicht einmal Nach hatte ihn gehört.

„Warum Du nur eigentlich so selten nach Berlin kommst, Jobst? Es ist und bleibt doch die Krone aller deutschen Städte!" sagte Tassilo Brandenfels zu seinem Vetter, als Beide nach eingenommenem Diner bei Dressel saßen und ihre Havana rauchten.

Die vor ihnen stehenden Mokkatäßchen verbreiteten einen aromatischen Duft.

„Mein guter Junge, solch' vielgeplagter Landmann, wie ich es bin, ist nur gar zu sehr an die Schwelle gebunden. Nur zu besonderen Veranlassungen verlasse ich mein altes, liebes Rosterheim," versetzte der Graf wehmüthig ernst, wobei er kleine Ringelwölkchen in die Höhe blies.

Tassilo hätte gern gefragt, was den Vetter jetzt nach der Reichshauptstadt getrieben, aber das dünkte ihm indiskret, zumal da der Aeltere so gewiß ablenkend hinzufügte:

„Uebrigens ist eine Eisenbahnfahrt von neun Stunden wohl ein bischen lang, um einmal bei Dressel zu speißen oder sich im Opernhause etwas von Wagner anzuhören!"

„Allerdings ist es das, Vetter. Denke Dir, Baron Störck, mit dem ich gestern vor Deinem Kommen sprach, erzählte mir, Rostersheim sei das Mustergiltigste, was man sehen könnte. Es giebt nichts Schöneres als solch alten Familienbesitz."

„Hm — ja," entgegnete der Angeredete gedehnt und rührte mit dem winzigen Löffelchen in der Tasse herum.

Die Verwandten hatten bis jetzt nur Tagesereignisse und fernliegende Dinge besprochen; es schien sogar den Anschein zu haben, als suche Graf Rheinsberg absichtlich recht gleichgiltige Themata hervor. Plötzlich aber fragte er ganz unmotivirt:

„Euer Familienleben ist wohl ein sehr glückliches, harmonisches? Das fiel mir schon damals bei der Hochzeit auf. Welche von Deinen vielen Schwestern steht Dir am nächsten, Lolo?"

Der Angeredete zögerte sichtlich. Nur zu wohl kannte er die Wünsche seiner Eltern und hätte gar zu gern mit „Nia" geantwortet. Allein seine offene ehrliche Natur sträubte sich dagegen, etwas auszusprechen, was seinem Fühlen und Denken entschieden widersprach.

Gerade Nia war diejenige, mit welcher er am wenigsten übereinstimmte. Ihr oft verletzender Hochmuth und ihre maßlose Herrschsucht, mit der sie Jeden zu bevormunden versuchte, hatten ihn oft tief verletzt. Ein wenig kleinlaut erwiderte er daher:

„Mein Liebling ist Ruth! Du wirst die Kleine ja natürlich weniger beobachtet haben, Jobst! Allein, wer sie näher kennt, der weiß, welch' groß veranlagter Charakter in dem lieben Kinde steckt. Mir erscheint sie immer wie ein Sonnenstrahl; diese lachenden Augen erwärmen wirklich das Herz."

„Ja — ja, Du hast Recht: ein Sonnenstrahl, das Kostüm damals an Lorles Polterabend war vortrefflich gewählt," versetzte Graf Rheinsberg gedankenvoll. Dann fragte er in ruhigem Konversationstone weiter:

„Habt Ihr gute Nachrichten vom jungen Paare? Es ist wohl bereits zurückgekehrt?"

„Ja, Mama schrieb mir, daß Wenkhards am 15. November in Bärfelde eingetroffen sind. Lorle sei glücklich, wieder heim zu sein. Das Reisen hätte sie etwas ermüdet."

„Nun, hoffentlich hat der junge Gatte es auch recht verstanden, einen angenehmen, liebenswürdigen Begleiter abzugeben? Im Reisen liegt auch eine Art Kunst. Herr von Wenkhard ist allerdings ein auffallend hübscher Mann weltgewandten, ganz tadellosen Formen, allein ich fand, er gehört zu den Menschen, die einen kalt lassen und sehr schwer zu durchschauen sind."

„Wirklich, meinst Du, Vetter? Ich denke gerade, Fred besitzt eine bestrickende Liebenswürdigkeit, mit der er Jedermann für sich einzunehmen versteht. Nur zu wohl begreife ich, daß ein junges Mädchen sich glühend für ihn interessiren kann. Seine großen, etwas umschleierten Augen erinnern mich oft an das Sprichwort: „Stille Wasser sind tief!" Lorle liebt ihn leidenschaftlich," gab Tassilo lebhaft zur Antwort.

„Ja, das habe ich wahrgenommen. Und er?"

„Wie sonderbar Du fragst, Jobst! Glaubst Du, ein Mann wie Fred, der bei seiner gesellschaftlichen Stellung in jedem Hause hätte anklopfen können, würde ein blutarmes Mädchen geheirathet haben, wenn er es nicht liebte? Nein, mein alter Junge; solch' ein Lumen an Geist und Verstand, solch' hervorragende Schönheit ist nun Lorle doch nicht; die ist aus lauterster Liebe gewählt. Ja, wäre es noch Nia gewesen, die ...."

„Vielleicht hätte Deine älteste Schwester auch besser für Wenkhard gepaßt!" unterbrach Graf Rheinsberg den jungen Mann, wobei seinen klugen Augen ihn scharf fixirten.

„Nia? Hahaha! Darüber könnte ich wirklich lachen! Deren einstiger Gatte muß von älterem Geschlechte sein als der gute Fred. Ich weiß genau, daß es Nia sogar einen schweren Kampf gekostet, ihn als Schwager willkommen zu heißen; den ...." Tassilo stockte erschreckt, weil er es bei seinen Worten so seltsam spöttisch um des Vetters Mund zucken sah. Wahrlich lag es nicht in seiner Absicht, der Schwester zu schaden. Er wechselte daher schnell das Thema und fügte noch etwas verwirrt hinzu:

„Es freut mich doch sehr, daß Du die Meinigen kennen gelernt hast, weil ich von dem Grundsatze ausgehe: Verwandte müssen zusammenhalten! Ich betrachte es sogar als ein Unrecht, dergleichen Bande des Blutes nicht gelegentlich aufzufrischen oder zu kultiviren."

„Gewiß, Lolo, darin gebe ich Dir vollkommen recht. Man ist dazu verpflichtet, von Zeit zu Zeit seine Anverwandten aufzusuchen, sich wenigstens um das Wohl und Wehe derselben zu bekümmern," gab Graf Rheinsberg seltsam bewegt zur Antwort.

Verwundert schaute der Jüngere in sein männliches Gesicht. Er entgegnete jedoch nichts, weil der Sinn dieser Worte ihm nicht recht klar erschien.

Als einige Minuten später Beide die Linden entlang gingen, fragte Jobst in theilnehmendem Tone:

„Und Du wohnst noch immer bei jenen Waldenstädt's? Ich besinne mich darauf, daß Du damals in Alt-Steine so warm das Wort für diese Leute geredet hast."

„Das thue ich auch noch heute! Bei Gott, es sind Menschen, die ein besseres Loos verdient hätten," rief Tassilo erregt.

Darauf erzählte er dem Vetter von Herrn von Waldenstädt's unermüdlichem Fleiße, seinem Ringen und Kämpfen um die Existenz, von seiner vornehmen Würde und rührenden Bescheidenheit, mit welcher er Alles, was nur im Entferntesten an Hilfe oder Unterstützung erinnere, zurückweise. sprach er von dessen Frau, die von früh bis spät die fleißigen Hände rühre und das harte Geschick des Gatten in wahrer Aufopferung zu erleichtern trachte.

Ohne eine Silbe zu erwidern, war Graf Rheinsberg an des jungen Vetters Seite fortgeschritten. Als dieser geendet, sagte er freundlich, aber ernst:

„Du erlaubst doch, daß ich Dich gelegentlich besuche, Lolo? Vielleicht finde ich da Gelegenheit, Deine Freunde zu sehen! Fürwahr, sie interessiren mich bereits."

---

10. Kapitel.

Hulda, die kleine, verwachsene Aufwärterin des Waldenstädtschen Hauses, welche auch Tassilos Zimmer zu versehen hatte, kauerte vor der geöffneten Ofenthür und versuchte ein Feuer anzuzünden.

Es war ein eisig kalter, düsterer Novembermorgen, und der junge Mann, welcher arbeitend am Schreibtische saß, rieb sich die steifen Hände.

„Nun, brennt's wieder einmal nicht, Fräulein Huldachen? Das verflixte nasse Holz — gelt, ja!" rief er lachend. „Da haben Sie ein altes Lineal, wenn Sie das anstecken, geht's sofort!"

„I, behüte, Herr Assessor, seien Sie doch nicht so opulent. Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht werth!" entgegnete die Angeredete pathetisch.

Die kleine Buckelige liebte es, sich stets einer gewählten Ausdrucksweise zu bedienen und allerhand Zitate, welche sie gelegentlich aufgeschnappt, passend anzubringen.

„Schenken Sie das Ding lieben den Jungens, die haben ein viel schlechteres," fügte Hulda abwehrend hinzu.

Tassilo beugte sich tiefer über sein Manuskript herab. Eine Blutwelle war ihm in die Stirn gestiegen, da es ihn stets peinlich berührte, wenn der Armuth seiner Hauswirthe Erwähnung gethan wurde.

Indeß hatte Hulda diese Bemerkung völlig unabsichtlich gethan. Sie war eine gute treue Seele, welche für die Waldenstädt's durch's Feuer ging. Mochte der Sonntagsbraten auch noch so klein ausfallen, Hulda bekam stets ein Stück davon, und gar manche Tasse des duftenden, braunen Trankes, von „Maus" kredenzt, rann in ihre ewig kaffeedurstige Kehle.

„So — nun brennt's! Sehen Sie, Herr Assessor. Man muß nur Geduld haben. Geduld, Vernunft und Zeit macht möglich die Unmöglichkeit!" fügte sie kichernd hinzu. „Das halte ich auch immer dem gnädigen Fräulein Maus vor, wenn sie mir zuweilen ihr eLid klagt oder Dies und Jenes nicht zu Stande bringen kann."

Bei Nennung des verfänglichen Namens hatte sich Tassilos Kopf wieder dem Ofen zugewandt.

Hulda war aufgestanden und nahm den Kohleneimer in den Arm.

„Ach ja, Herr Assessor, es erbarmt mich oft, wenn ich das hübsche, junge Wesen hier so verkümmern sehe."

„Verkümmern? Wieso denn?" fragte er ungeduldig.

„Na, ich meine nur, im Vergleich zu anderen Fräuleins ihres Standes — hier giebt's nie einen Spaß, nie eine Landpartie, einen Theaterabend oder dergleichen. Solch' Achtzehnjährige will doch auch mal einen Lieutenant sehen!"

„Was? — Donnerwetter, hören Sie mal an, Huldachen, meinen Sie, daß „Lieutenants" die einzigen Männer sind, jungen Mädchen zu gefallen?!" rief der Graf in komischem Zorn.

Verlegen trippelte die Verwachsene von einem Beine auf das andere, dann erwiderte sie begütigend:

„Ich dachte jetzt nur an das bunte Tuch, was doch so in die Augen fällt. Mir ist das Civil schon zehn Mal lieber, Herr Assessor!"

„So — wirklich? Bravo, Hulda! Für dieses capitale Wort soll Ihnen das Christkind auch ein neues Winterjaquet bringen!" rief Tassilo höchlichst amüsirt.

„Aber, Herr Assessor, nein, nein, das wäre so was!"

„Wie — Sie wollen keins? Ich dächte, Ihre alte Jacke wäre schon recht dünn und schlecht?"

Das treue Geschöpf wurde plötzlich von einem sonderbaren Würgen befallen, als ob ihm etwas im Halse säße, was hinunterzuschlucken nicht gelang.

„Ach — Ihnen, Herr Assessor, hat der liebe Gott auch noch mal was ganz Apartes aufgespart. Zeit bringt Rosen!" sagte sie in dem ihr eigenen Pathos und schlich leise aus dem Zimmer.

Auch Tassilo's Züge waren wieder ernst geworden, und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Etwas „Besonderes" meinte die alte Person! O, er wußte schon, was das Besondere für ihn bedeutete; wußte, warum es ihn jetzt oft so seltsam beseligend durchschauerte.

Während jener elf Monate, welche er hier wohnte, hatte ihn zwar schon oft das Gefühl beschlichen, als sei es mehr als Freundschaft und Sympathie, als sei es irgend ein geheimnißvolles Band, das ihn so gewaltsam zu diesen Menschen hinziehe; allein erst in allerletzter Zeit war ihm recht klar geworden, daß ihr schlichtes Heim, hoch oben im dritten Stockwerke einer bescheidenen Straße, für ihn das größte Glück auf Erden barg.

Es wußte vielleicht selbst nicht einmal, wie der süße Zauber einer anfänglich schlichternen, dann heißen, schrankenlosen Liebe über ihn Gewalt bekommen; ob der scheue Blick jener ernsten, braunen Augen oder Mauritia von Waldenstädt's mädchenhafte Zurückhaltung sein Herz bezwungen.

Eines aber wußte er sicher, daß das holde Kind mit dem durchgeistigten Madonnengesichtchen und dem für seine Jahre hinaus gesetzten Wesen ihm theuerer geworden, als Alles auf der Welt!

(Fortsetzung folgt.)